

Mit Stöckelschuhen durchs Steppengras

In einer kalten sibirischen Mainacht kamen die Diebe und raubten Dimitri die letzten 3 Pferde, ein paar hundert Meter von seiner Jurte entfernt. Einzig sein Reitpferd liessen sie ihm stehen. Dimitri meldete den Vorfall gar nicht erst, wahrscheinlich waren es sowieso Leute aus dem Dorf. In der allgemeinen Orientierungslosigkeit der Perestroika verschwand das Vieh aus der Steppe und den Tälern Tuwas schneller, als eifrige Verwalter es zu registrieren vermochten. Auch Dimitri verlor seine 100 Schafe, 20 Kühe und 10 Pferde. Dorfbewohner, denen die Rubel aus dem 4700 Kilometer entfernten kommunistischen Moskau jahrzehntelang ein Auskommen beschert hatten, bedienten sich angesichts der neuen Zeiten und fehlenden Einkünfte am herumziehenden Vieh. Mongolen kamen nachts über die Grenze und stahlen unbewachte Tiere. Und die meisten Schafe tauschte Dimitris eigene Frau gegen Wodka und Gefälligkeiten. Jetzt bleiben Dimitri, dem 48-jährigen Viehhirten und Nomaden, noch 26 Kamele - doch auch die gehören ihm nicht wirklich.

Ganz anders Alexei. Als vor ein paar Jahren zwei Reiter eines Nachts durch seine Herde schlichen, seitlich an den Rumpf ihrer eigenen Pferde geschmiegt, lärmten die vier bissigen Hunde vor der Jurte. Alexei schwang sich auf seinen Hengst Bonika und preschte den Räubern entgegen. Nach einer wilden Verfolgungsjagd durch den Fluss und den nahen Birkenwald konnte Alexei die beiden Täter stellen und sie anderntags der Polizei übergeben. Seither meiden Pferdediebe seine Herden. Und innerhalb weniger Jahre wuchs ihr Bestand auf über 1000 Schafe, mehr als 300 Kühe und 222 Pferde. Alexei, angehender Anwalt und Nomade, ist mit 30 Jahren einer der reichsten Viehhirten in Tes-Chem, der südlichsten Provinz der Republik Tuwa.

Dimitri und Alexei, beide auf dem Pferderücken in der Steppe aufgewachsen und vom Leben inmitten von Tieren und von harter Arbeit geformt, sind zwei Vertreter eines Volkes, das seine zweitausendjährige Tradition in die neue Zeit hinüberretten will. Sie fühlen sich als Tuwiner, besitzen russische Pässe, haben asiatische Gesichtszüge und sprechen eine Turksprache. Dimitri Lopsanowitsch und Alexei Byzakay, zwei Viehhirten, die dem

Sowjetkommunismus entsprungen sind und nun versuchen, mit dem Kapitalismus irgendwie zurechtzukommen, in einem Land, um das sich im Laufe seiner Geschichte abwechselungsweise Mongolen, Russen und Chinesen stritten und das heute im Korruptionssumpf zu versinken droht. Dimitri und Alexei, zwei Nomaden aus Tuwa, dem geographischen Zentrum Asiens in Sibirien, einer von sechzehn russischen Teilrepubliken, viermal so gross wie die Schweiz, nichts als Berge, Steppe, Flüsse, Seen und Wälder.

Dimitri sattelt sein Pferd. Er tut es langsam, mit sorgfältigen Handgriffen. Seine rechte Schulter hängt leicht nach vorne und behindert ihn beim Aufsteigen. Im Winter vor zwei Jahren trat sein Pferd in ein schneebedecktes Loch, Dimitri stürzte und brach sich den Oberarm. Die Verwandten seiner inzwischen davongelaufenen Frau wollten ihn nicht ins Spital bringen. Das Benzin sei wieder einmal ausgegangen im Dorf, maulten sie. Und die eigenen Geschwister, die Dimitri auf Geheiss seines trunksüchtigen Weibes schon seit Jahren nicht mehr besucht hatte, wollten nun auch nichts mehr von ihm wissen. Also liess Dimitri den Bruch verwachsen und tröstete sich während der einsamen Stunden in seiner Jurte mit der Lektüre von Solschenizyns «Archipel Gulag», bewunderte des Autors Willen und Tatkraft und träumte davon, es eines Tages doch noch allen zu zeigen. Dimitri trottet bei über dreissig Grad auf seinem namenlosen Pferd mit gekrümmter Schulter in Richtung des «grossen flachen Steins», einen halben Tagesritt entfernt, dort, wo die Kamele grasen.

Mit einer schnellen Bewegung wendet Alexei seinen jungen Hengst und treibt ihn den Hang entlang, vor ihm 222 Pferde - Alexei kennt sie alle -, die durch die Nacht galoppieren und die Steppe zum Vibrieren bringen. Mit kurzen Rufen spornt er die Pferde an, reisst seinen Bonika erneut herum, um nur noch schneller der Herde hinterherzujagen. Die Nachtschicht als Pferdehirt bedeutet Schwerarbeit, nur dann und wann lässt Alexei seine Tiere grasen oder stehend schlafen, schläft selber ein, zwei Stunden im Sattel oder neben seinem Pferd, eingewickelt in einen Mantel, der ihn während der Spätsommernächte mit ihren empfindlich kühlen Temperaturen warm hält. Die Pferde galoppieren wiehernd der aufgehenden Sonne entgegen und gelangen in ein neues Tal, wo taufrisches Gras auf sie wartet. Alexei bringt Bonika nach wildem Ritt auf einer Anhöhe zum Stehen, steigt

schwungvoll vom Pferd, setzt sich auf den Boden, blickt auf die «gelbe Wiese im Schatten» hinunter zu seinen Tieren und zündet sich eine Zigarette an.

Das Leben als Nomade in der zentralasiatischen Steppe von Tuwa ist eintönig und voller Entbehrungen. Der Tag dauert so lang, wie die Sonne am Himmel steht, und alles dreht sich ums Vieh. Ständig greift der Nomade zum Fernglas, um seine Herde in der Ferne zu beobachten. In der schulfreien Sommerzeit reiten die Kinder an den Horizont, um zu berichten, was die Schafe und Kühe so treiben. Melken, aufziehen, pflegen, heilen und schlachten: Alles geschieht vor der Jurte, in der eine Familie ihr Leben verbringt und die alle zwei Monate ab- und ein paar Täler weiter weg wieder aufgebaut wird. Es gibt weder Strom noch fliessendes Wasser, auch nicht im Winterlager. Gegessen werden ausschliesslich Fleisch und Milchprodukte vom eigenen Vieh, und die Abendunterhaltung besteht aus dem Erzählen der Ereignisse des Tages. Etwas weniger als die Hälfte der dreihunderttausend Tuwiner lebt von der Viehwirtschaft, vor fünfzehn Jahren waren es noch siebzig Prozent. Der Rückgang fällt zusammen mit dem Umbruch der Sowjetunion: In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre wurden Hunderttausende von Schafen, Ziegen, Yaks und Kühen und Tausende von Pferden, Rentieren und Kamelen, die meisten davon in staatlichem Besitz, als Lohnersatzzahlungen an die Kolchosenarbeiter verschenkt oder verkauft und von der hungrigen Bevölkerung gestohlen, geschlachtet und verspeist. –

Dimitri ist zurück mit den Kamelen. Die 26 Tiere trotten scheinbar ungelenkt und mit neugierigem Blick vor dem Pferd her, sie gehören zu den letzten 200 Kamelen Tuwas und den letzten 400 Russlands und sind mittlerweile staatlich geschützt. Trotzdem wurden von den 7 neugeborenen des vergangenen Jahres nur 5 registriert, der neue Bezirksverwalter aus dem Dorf, ein Verwandter von Dimitris Ex-Frau, wollte zartes, weisses Fleisch für ein Familienfest. Gegen korrupte und gierige Provinzfunktionäre kommt Dimitri nicht an, oder sie scheinen ihm egal zu sein. Viel lieber erzählt er von seinen Kamelen, die das schlaueste Vieh überhaupt seien, ihre Pfade auch über Distanzen von zwanzig, dreissig Kilometern immer fänden, viel Zärtlichkeit brauchten und so emotional werden könnten, dass sie sogar weinten: Vor einigen Jahren ging eine

Mutter drei Tage lang zu dem Ort, wo ihr Neugeborenes gestorben war, und vergoss dicke Tränen, die in der sibirischen Kälte zu Kugeln gefroren und am Fell kleben blieben.

Andrei, Alexeis Vater, hebt die Axt und versetzt dem Kalb mit der stumpfen Seite einen wuchtigen Hieb auf die Stirn, so dass es zusammenbricht und bewusstlos liegen bleibt. Alexei, geboren im Jahr der Kuh, stösst seinen Dolch in den Hals des Tieres. Blut strömt heraus in eine Schüssel, aus der später die Hunde gierig saufen werden. Abendrot färbt den Himmel, und die beiden Männer beginnen mit ihren Messern das Kalb zu zerlegen. Der Sommer neigt sich seinem Ende zu, das Vieh ist fett und das Holz am Winterplatz gehackt und geschichtet. Ein Enkelkind von Andrei wird morgen dreijährig, nach buddhistischem Brauch also zu einem vollwertigen Menschen, und das feiern die Dorfbewohner bei Fleischeintopf und Wodka. In weniger als einer Stunde haben Andrei und Alexei das Kalb gehäutet, ausgenommen und in Stücke geschnitten, während in der Jurte bereits die frische Leber im Topf brutzelt.

Überall in der Gegend werden Kühe geschlachtet. Bald beginnt das neue Schuljahr, und die Kinder ziehen in die Bezirksorte oder zum Studium in die Hauptstadt Kysyl, im Zentrum des Landes am sibirischen Strom Jenissei gelegen, wo ein Drittel der Bevölkerung lebt und sieben Fakultäten die Jugend auf morgen vorbereiten. Eine mittelgrosse Kuh bringt 16 000 Rubel, 750 Schweizerfranken, das reicht für ein ganzes Jahr Schulgeld, Kleider, Essen und Wohnung. Für den Eintritt in die Universität muss allerdings ein grösseres Tier ans Messer, denn Lehrer und Professoren feiern derzeit Hochkonjunktur: Sie bessern ihr Gehalt mit Zahlungen von Eltern auf, deren Kinder die Aufnahmeprüfung nicht geschafft haben.

Und schliesslich braucht es Fleisch für die vielen Hochzeiten. In einem Dreihundertseelendorf in der Provinz Tes-Chem feiern alle zusammen: zahnlose Alte auf der Suche nach einem Schluck Wodka, arbeitslose junge Männer, die von den Renten ihrer Eltern leben, Alteisen von Traktoren der einstigen Sowjetunion verwerten oder in den heissen Sommermonaten Marihuana anbauen und den Russen verkaufen; dicke Dorfschulzen, Viehhirten, deren Pferde am Lattenzaun angebunden sind, neureiche

«Biznesmeni», die von angeblichen Bodenschätzen im Land erzählen, und Scharen von Kindern. Sie essen Fleisch und süßes Gebäck durcheinander, werfen die Knochen den Hunden zu, prostern mit warmem Champagner aus Kirgisien im Hinterhof eines der verlotterten Holzhäuser im Ort auf das Brautpaar, trinken überhaupt viel, halten lange Reden und legen Teppiche, elektronische Haushaltgeräte und Schafe auf den Gabentisch. Die Männer tragen weisse Socken mit farbigen Logos und zerknitterte Anzüge, die Frauen tanzen zu tuwinischen Volksliedern mit Stöckelschuhen durchs Steppengras.

Dimitri, geboren im Jahr des Huhns, im Land, wo es keine Hühner gibt, nur Milchvieh, Pferde und Rentiere, früher millionenfach, heute noch wenige zehntausend im ganzen Land, sattelt ein Kamel. Geritten hat er noch nie eins, und auch jetzt wird sich der Nachbar dran versuchen. Der Tourismus, hat Dimitri gehört, verspreche Rubel, und vielleicht lässt sich das Tier zureiten, um dereinst Besuchern auf den Spuren der Nomaden ein unvergessliches Reiterlebnis zu bieten. Geld braucht Dimitri dringend, denn seit einem Jahr wohnt Alimaa mit ihren beiden kleinen Töchtern bei ihm in der Jurte. Er hat sie im Dorf kennen gelernt und gleich mitgenommen, sie hatte nach dem frühen Tod ihres Mannes genug vom untätigen Herumsitzen ohne Perspektiven. Seither besorgt die dreizehn Jahre jüngere Frau den Haushalt und melkt die paar Kühe, die ihnen zum Leben bleiben. Die Kamele gehören einer staatlichen Farm, deren Direktor mit der Bezirksverwalterin verheiratet ist, die ihrerseits beschloss, eine eigene, private Kamelgenossenschaft zu gründen. Im undurchdringlichen Dschungel der Besitzverhältnisse spült der Streit zwischen den Verwaltern sowohl Dimitris Salär wie auch die vom Landwirtschaftsministerium versprochenen Subventionen in die Taschen von Büroangestellten, die weiterhin das tun, was man ihnen zu Sowjetzeiten beigebracht hat: dasitzen und einkassieren. - Das Kamel schnappt mehrmals erfolglos nach dem Reiter und galoppiert schliesslich mit wilden Sprüngen hinunter zum Fluss. Die Höcker wippen, und bald fliegt der Nachbar durch die Luft. Noch ist es ein weiter Weg, bis die Rubel aus dem Tourismusgeschäft rollen.

Achtzig Prozent des tuwinischen Finanzhaushalts bestreitet Moskau. Nachdem sich der 1992 bei der Staatsgründung gewählte und dank Verfassungsänderung

immer noch amtierende Präsident und seine Sippe bedient haben, werden die Minister und ihre gleichgesinnten Helfer an den Topf gelassen. Als sich vor zwei Jahren die Tourismusdirektorin weigerte, die Hälfte ihres Budgets auf das Privatkonto des Wirtschaftsministers zu überweisen und sich dabei selbst zu bereichern, wurde sie entlassen. Das neue Flughafengebäude der Hauptstadt ist seit vierzehn Jahren im Bau, obschon das dafür vorgesehene Budget alljährlich erhöht wird. Eine Eisenbahn existiert lediglich abgebildet hinter einem Kamel, auf einer Briefmarke von 1930: als Vision einer industrialisierten Zukunft, die noch immer nicht begonnen hat. Die kümmerlichen Beträge, die für eine Schulhausrenovierung oder ein Theaterprojekt noch in die Provinz fließen, verschwinden in den Taschen derer, die dort das Sagen haben. Mit dem Geld kaufen sich die korrupten Staatsdiener dann eine Satellitenschüssel, einen Jeep für die meist ungeteerten Strassen des Landes oder eine Playstation für ihre Kinder, die sie später an die Universität in Kysyl oder noch besser an jene in Nowosibirsk oder Moskau schicken.

Auch Andrei, der Besitzer von mehr als tausend Stück Vieh, wollte für seine fünf Söhne eine bessere Zukunft und ermöglichte ihnen ein Studium an der Universität. Doch die Vorlesungen der Professoren pflanzten den in der Jurte aufgewachsenen Männern gleichzeitig den Wunsch nach Fortschritt, Karriere und Konsum in die Köpfe. Die Lebensform der Nomaden erschien ihnen, wie vielen jungen Tuwinern, bald einmal rückständig und perspektivenlos. Und deshalb ist Andrei froh, dass wenigstens Alexei, der jüngste seiner Söhne, trotz Anwaltspatent die Viehzucht der Familie weiterführen will. «Ich befinde mich zwischen zwei Feuern», sagt Alexei nachdenklich, als er die frische Kalbsleber zusammen mit einer Tasse Milchtee verzehrt hat. «Doch ich spüre, dass die Faszination des Himmels und der Steppe stärker ist als der Lockruf des modernen Lebens.»

Der tuwinische Präsident fand nicht so schöne Worte wie Alexei. Am Naadim-Festival, dem alljährlichen Fest der Nomaden einen kurzen Ritt ausserhalb von Kysyl, sprach er immerhin von Tradition, von den Wurzeln eines Volkes und von der ökonomischen Notwendigkeit, sich in diesen schweren Zeiten erneut auf die Viehzucht zu besinnen. Tatsächlich stellt die Rückkehr zum Nomadentum für viele Tuwiner die einzige Perspektive überhaupt dar. Die

Hirten sind für die zwei Festtage aus den hintersten Winkeln des Landes in die Hauptstadt geritten oder gefahren; sie spenden Applaus und beachten den Auftritt der fülligen Präsidentengattin kaum, die, trotz sommerlichen Temperaturen in Nerz gehüllt, auf der eigens für sie errichteten Tribüne am Champagnerkelch nippt. Vielmehr erfreuen sich die Besucher an den ersten Pferden und den darauf sitzenden Knaben, die aus der Steppe auftauchen und vorbei an einer russischen Fahne über eine imaginäre Ziellinie galoppieren, an den herausgeputzten Jurten der einzelnen Provinzen, den Ständen mit süßem Gebäck und an den jungen Mädchen, die zu moderner Musik und Choreographien von MTV Landestrachten vorführen. Schafe, die bald auf dem Jurtenfeuer schmoren werden, blöken noch, und über den Köpfen der momentan glücklich scheinenden Nomaden kreisen Dutzende von Adlermüttern, die ihren Jungen das Fliegen beibringen.

Die Idylle dauert zwei Tage, dann sitzen sie wieder vor der Jurte, beobachten ihr Vieh und denken darüber nach, wie sie durch den Winter kommen sollen. Die einst stolzen Selbstversorger, die dem Schaf, der Kuh, dem Pferd alles Lebensnotwendige abringen, ja selbst die Gebeine ins Feuer werfen, um aus der Asche ihre Zukunft zu deuten, sie bekunden Mühe mit den herrschenden Zeiten. Der Kommunismus brachte wenigstens Gewissheit und ein regelmässiges Einkommen - und er passte zum Wesen der Nomaden, die, vielleicht im Bewusstsein der eigenen Bedeutungslosigkeit angesichts der gewaltigen Natur, gelernt haben, Machthaber gewähren zu lassen und Launen der Politik genauso hinzunehmen wie einen plötzlichen Wetterumschwung. Selbst die eigene Geschichte bedeutet ihnen nicht allzu viel: Im vergangenen Jahr feierte Tuwa sein sechzigjähriges Bestehen, doch 1944 ist nicht etwa das Gründungsjahr, sondern der Zeitpunkt, da das damals unabhängige Tuwa Moskau bat, der Sowjetunion beitreten zu dürfen. Als dann Ende der achtziger Jahre der Geist von Glasnost bis in die Köpfe der Tuwiner drang, versuchten ein paar Intellektuelle das Volk mit Unabhängigkeitsgedanken zu mobilisieren. Doch Moskau brauchte sich keine Sorgen zu machen: Der gesamte Verwaltungs- und Regierungsapparat kämpfte um die eigenen Pfründen, viele Russen verliessen das Land ohnehin (heute machen sie noch zwanzig Prozent der Bevölkerung aus), und das Hirtenvolk, das nie kämpfen gelernt hatte, sah gewiss keinen Grund, gerade jetzt den

Aufstand zu proben. Jetzt, wo die Kolchosen das Personal entliessen und die Tiere endlich wieder ihnen gehören sollten.

Vom Gehorsam der Tuwiner gegenüber der russischen Obrigkeit erzählen eindrücklich die Gräber auf einem Friedhof: Jedes Grab ist mit Eisenstangen eingezäunt, so schreibt es der Staat vor. Noch um die bescheidensten Erdhügel, mit welken Blumen dekoriert und modernden Holzbrettern gekennzeichnet, glänzen normierte Metallzäune. Ausgerechnet die Nomaden, die früher einen toten Körper in weisses Tuch hüllten, ihn in der Steppe liegen liessen und den Verblichenen so der Natur zurückgaben, in einer Steppe, die keine Zäune kennt und bloss vom unendlichen Himmel begrenzt ist, ausgerechnet dieses Volk muss die Toten hinter Gittern verwahren.

Was hat sich seit der Perestroika in Tuwa verändert? «Wir haben keinen Strom mehr», sagt Dimitri und bindet sein Pferd an einen Holzstrunk. Es ist der Rest von einem Elektrizitätsmast, und die Steppe ist voll von diesen Stummeln, da die Masten verfeuert wurden, weil es an allem fehlte in den letzten Jahren. Dimitri trägt seine blank polierten Sonntagsstiefel und eine blaue Adidas-Trainerjacke, er will versuchen, per Autostopp ins Dorf zu kommen, um mit dem Verwalter über seinen Lohn, die Kamele und die Zukunft zu reden. Er geht ohne Überzeugung, Alimaa hat ihm gestern Abend die Ohren voll geredet, dass er für sein Geld kämpfen müsse - ihre jüngste Tochter möchte in den Kindergarten, und seit Wochen konnten sie kein Schaf mehr schlachten. Dimitri tut es ihr zuliebe, wird erneut von einer Stelle zur andern verwiesen werden, wird am Ende des Tages vielleicht ein Glas schlechten Wodka mit zufälligen Bekannten trinken, anderntags ohne neue Nachrichten zurückkommen und weiterhin die 26 Kamelen hüten, die ihm nicht gehören, wie all die Jahre zuvor. «Ich bin ein neugieriger Mann», sagte Dimitri noch gestern Abend am Herd in der Jurte, «deshalb reite ich gern durch die Landschaft, beobachte neue Grasbüschel, das Wetter oder suche nach Wolfsspuren am Boden. Und wenn ich könnte, würde ich die Welt bereisen.» Täglich sieht er in der Ferne die Mongolei, wo er vor Jahren einmal war, als er ein entlaufenes Kamel einfangen musste. Seine einzige Auslandsreise. Jetzt steht Dimitri unter dem endlosen Himmel am Rand einer Schotterstrasse, im Herzen Asiens, vom Ural gleich weit entfernt wie von

den Weiten des Pazifiks, der Arktis und den warmen Gewässern des Indischen Ozeans, und wartet auf eine Gelegenheit, zu den Behörden im Dorf zu fahren, die ihm kein Gehör schenken werden.

Ganz anders Alexei. Er betrachtet keine Wolfsspuren am Boden, sondern erlegt Wölfe, wenn sie ihm vor die Flinte laufen. Zweimal hat er in seinem Leben geschossen, zwei Wolfsgebisse baumeln am Jurteneingang. «Schlimmer sind sowieso die Wölfe auf zwei Beinen», sagt Alexei, während er, ans Bett gelehnt, in einer Zeitung blättert. Durch die offene Tür sieht er den Horizont, wo die Pferde grasen. Es ist heiss, die Stechfliegen surren, und Alexei schmiedet Pläne. Mit andern Viehhirten zusammen will er eine Genossenschaft gründen, um gegenüber den geldgierigen Staatsbeamten stärker auftreten zu können. Seine juristischen Kenntnisse kämen ihm dabei zugute. Im Dorf könnten Arbeitslose ein milchverarbeitendes Gewerbe aufbauen - in den Ladenregalen des Landes, in dem die Milch sonst überall in Strömen fließt, stehen nur importierte Joghurts und Käse zum Verkauf. «Auch müssten wir endlich anfangen, Schafwolle und Kuhfleisch zu vermarkten», sagt Alexei. Zwanzig Männer seiner Art wären vielleicht imstande, Tuwas Nomaden wieder Selbstbewusstsein zu verleihen und ökonomische Perspektiven zu eröffnen.

Sorgen bereitet Alexei hingegen, dass er keine Frau findet. «Sobald ein Mädchen, dem ich vielleicht gefalle, erfährt, dass ich Viehhirte bin, erlischt das Interesse augenblicklich. Die jungen Frauen in Tuwa wollen nicht mehr ihr Leben lang Kühe melken.» Alexei wischt den Gedanken weg, indem er mit der Zeitung nach den Fliegen schlägt, steht auf und sattelt Bonika. «Pferde inspirieren den Menschen», sagt der Nomade und Herr über 222 ungezähmte Stuten und Hengste, «und sie stärken den Willen eines Mannes.» Sagt's und prescht im Galopp Richtung Horizont.